

KOMPAKT

BERLIN

Staatsoper wird am 3. Oktober eröffnet

Die Berliner Staatsoper Unter den Linden wird nach siebenjähriger Umbauzeit am 3. Oktober feierlich eröffnet. Die Premiere des nicht näher benannten Musiktheaterstücks am Tag der Deutschen Einheit ist allerdings nur ein Vorgeschmack: Nach einer weiteren mehrwöchigen Baupause soll der Regelbetrieb erst am 7. Dezember beginnen. Stadtentwicklungssenatorin Katrin Lompscher (Linke) sagte, mit der Inbetriebnahme im Herbst werde der im Jahr 2014 festgelegte Eröffnungstermin ebenso eingehalten wie der damals genannte Kostenrahmen von 400 Millionen Euro. Tatsächlich hatte der damalige Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD) im Jahr 2010 eine Fertigstellung binnen drei Jahren avisiert. Die Kosten wurden damals auf 239 Millionen Euro veranschlagt. Die Probleme auf der Baustelle und die damit einhergehende Kostensteigerung waren Thema eines Untersuchungsausschusses im Berliner Abgeordnetenhaus. Die Baustelle Unter den Linden galt als zweites großes Bauprojekt neben dem Flughafen BER, das Berlin schlecht umsetzte. 200 Millionen Euro der Umbaukosten zahlt der Bund, den Rest muss das Land Berlin tragen – der Bund hatte seine Zuwendung gedeckelt.

NS-ZEIT

Berlin sucht nach Haus für Exilmuseum

Das Land Berlin unterstützt die von Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller („Atemschaukel“) angestrebte Initiative für ein Exilmuseum in Berlin. „Wir begrüßen das“, sagte Kultursenator Klaus Lederer (Linke), „wir unterstützen die Initiative. Wir müssen nur gucken, einen angemessenen Ort zu finden.“ Lederer sagte, Berlin sei in Gesprächen wegen eines möglichen Standorts. Die Idee, das Käthe-Kollwitz-Museum in Charlottenburg zu vertreiben und dort das Exilmuseum unterzubringen, ist jedoch inzwischen offenbar vom Tisch. Das Museum soll an die Vertreibung von Hunderttausenden Deutschen während der NS-Zeit erinnern. Dies sei bisher eine Leerstelle in der Museumslandschaft, hatte Herta Müller im vergangenen Herbst gesagt, als der Bund das Haus von Thomas Mann in Los Angeles erwarb. Das sei, so Müller damals, ein guter, kleiner Schritt zur Erinnerung an die Vertreibung aus Deutschland hinaus, denn „das Herzasthma des Exils quälte Hunderttausende überall in der Welt“.

LITERATUR

Hölderlin-Preis geht an Eva Menasse

Eva Menasse erhält den Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg. In der Begründung der Jury heißt es, Menasses Themen von der Geschichte des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart mit der Reproduktionsmedizin oder der Digitalisierung führten „unaufdringlich zu den Fragen, was wir sind und was wir wirklich über uns wissen“. Ihre Prosa verbinde „wortgewaltige und zarte Töne, Komisches und Melancholisches“, ihre Themen reichten von der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts bis in die aktuelle Gegenwart. Die mit 20.000 Euro dotierte Auszeichnung wird am 11. Juni verliehen. Menasse, 1970 in Wien geboren, lebt seit 2003 als freie Schriftstellerin in Berlin. 2005 veröffentlichte sie ihren Debütroman „Vienna“, für „Quasikristalle“ wurde sie 2013 unter anderem mit dem Heinrich-Böll-Preis ausgezeichnet. 2015 war Eva Menasse Stipendiatin der Villa Massimo in Rom. Den mit 7500 Euro dotierten Förderpreis erhält Nele Pollatschek für ihr Romandebüt „Das Unglück anderer Leute“.

Der Reformmer

Er ist eine Jahrhundertfigur – spätestens, seit er sich das deutsche Bildungssystem vorgenommen hat. Aber was macht er eigentlich, wenn er nicht gerade Inkompatibilitäten feststellt oder Fächer fusioniert? Und welche Ängste plagten ihn nachts? Eine bürokratische Phantasie von Heiko Christians

Ein Revolutionär ist sich seiner Sache sicher, er „kann nicht anders“. Wer dagegen nur reformiert, ist zwar guten Willens, hat aber vor allem Angst, nicht genug getan zu haben, Angst, die Zeichen der Zeit falsch gedeutet zu haben, Angst, dass es bis zur nächsten Reform sowieso nicht mehr weit ist. Den Reformmer plagten Alpträume: Vielleicht war schon der Auftakt, die erste Reform falsch, im Grunde überflüssig. Vielleicht schieben sich alle seine Reformen nur ineinander, verkeilen sich, lassen keine Luft mehr zum Atmen. Worte erscheinen in riesigen blutroten Lettern an seiner Schlafzimmervand: „Reformbedarf“ und „Reformstau“ steht dann da. Der Reformmer erwacht – schweißgebadet. Natürlich wünscht sich auch der Reformmer eine letzte, endgültige Reform. Gleichzeitig aber hat er genau davor eine geradezu zwanghafte Angst.

Wenige Jahre bevor der Reformmer zur Welt gekommen war, 1961, erschien ein Buch von einem gewissen Fritz Riemann. Es hieß „Grundformen der Angst“. Das hätte dem Reformmer vielleicht helfen können. An dieser letzten Reform, die wirklich etwas veränderte, einen „neuen Geist“ erkennen ließe, würde er schließlich gemessen werden. Und was wäre, wenn er für zu leicht befunden? Was wäre, wenn das Wählervolk ihm zwar huldigte für seinen Mut, ihn aber das Pochen auf wirkliche Veränderungen erpressbar machte in der schwierigen Koalition, in der er nun einmal zu agieren gezwungen war?

Was, wenn die anderen Veränderungen wollten, die er nicht wollte? Was, wenn die Reform noch an Dynamik gewönne? Was würden die Leiter der zuständigen Behörden sagen? Es war schon richtig gewesen, sich nicht zu weit aus dem Fenster zu lehnen! Sein politischer Instinkt hatte ihn wieder einmal gerettet. Der Reformmer ließ sich zurücksinken, vorsichtig, ganz langsam, strich ein wenig das Plumeau glatt, beruhigte sich – und hoffte auf besseren Schlaf. Es würde sich schon alles zum Guten wenden. Beim erneuten Wegdämmern sah sich der Reformmer noch vor ein Mikrofon treten und hörte sich folgenden Satz sagen: „Ich verstehe die Kritik, aber es dauert einfach, bis die Reformen greifen und zu wirken beginnen.“ Der Satz beruhigte den Reformmer, aber es war ein schrecklicher Satz. Besonders schrecklich klang er in den Ohren der Reformierten.

Hier und da gab es natürlich auch Gewissheiten in Sachen Reform. Manche Kollegen hatten es da einfach leichter: Bei einer Reform der inneren Sicherheit z. B. wusste man zumindest, dass es hinterher ein paar mehr Polizisten geben würde. Bei einer Reform der Gesundheitssysteme wusste man, dass die Beiträge erhöht würden, hinterher alle

eine Chipkarte haben (sollten) und ansonsten genauso lange beim Arzt warten mussten wie vor der Reform.

Nur beim Bildungssystem wusste man nichts, war nichts sicher. Doch! Eines war sicher: Mehr Erzieher, Lehrer oder Professoren würde es auf keinen Fall geben. Alles andere aber stand seit fast fünfzig Jahren praktisch permanent zur Disposition. Das wusste auch unser Reformmer. Er konnte ein Lied davon singen, die Materie war ihm schließlich nicht ganz fremd und er hatte vieles schon auf dem Tisch gehabt: Mal sollte in Klassenverbänden gelernt werden, mal klassen- und altersübergreifend, mal im Kurssystem und mal in gleichaltrigen Kleingruppen, dafür fächerübergreifend unter einheitlicher Themenstellung.

Für das Abitur sollte man dreizehn Jahre brauchen, dann aber doch lieber nur zwölf. Gerne ließ man darüber auch von Jahr zu Jahr die Eltern abstimmen. In der Grundschule blieb man vier Jahre, vielleicht aber auch sechs – je nachdem wohin es die hochmobilen Väter und Mütter gerade verschlagen hatte. Auch dem Reformmer schwirrte manchmal der Kopf. Bildung sei nun mal *Ländersache*, erklärte ihm der Experte augenzwinkernd. Das wusste der Reformmer natürlich auch. Der um seinen Schlaf gebrachte Reformmer zöge es ohnehin vor, wenn sich der Experte erst einmal mit dem Referenten zusammensetzen und „ein neues Papier erarbeiten“ würde. Der Experte zitierte noch schnell seinen Berufsstand: Expertenkommissionen hätten empfohlen, dass die Kinder „wie in Skandinavien“ gleich zehn Jahre am Stück, die ersten zehn Jahre, zusammenblieben. In Skandinavien sei Bildung nämlich nicht *Ländersache*. Dort sprächen dafür alle sehr gut und sehr früh Englisch.

Noch so ein Thema, dachte der Reformmer (sein Englisch war schlecht). Hier wusste der Referent besser Bescheid. Er hatte seine Kinder schon „auf mehreren Schulen, in mehreren Ländern“. Englisch gebe es in *unseren Ländern* ab dem ersten Schuljahr oder schon im Kindergarten, aber auch erst mit Eintritt in eine höhere Schule. Ob dort dann Latein oder Französisch wichtiger sei (als Englisch), hänge vom Schultyp ab, aber auch vom Direktor und davon, ob „diesmal ein Leistungskurs zustande komme“. Der Experte schaltete sich noch einmal mit der Bemerkung ein, dass „nach neuesten Studien“ nicht mehr klar sei, ob es überhaupt Zeugnisse brauche.

Das war schon wieder ein langer Tag für den Reformmer. Er schaltete die Abendnachrichten ein. Der Bundespräsident sprach anlässlich eines wichtigen Jubiläums. Der weltweit geachtete Mann hielt die ganze Gesellschaft dazu an, „sich ihrer historischen Verantwortung jederzeit bewusst zu sein“. Der Re-

formmer nickte wohlwollend in Richtung Fernseher. Der Feierabend hatte ihn milde gestimmt. Am besten, fand er, sollte man damit schon in der Schule beginnen. Doch dann musste er wieder an seine Reformen denken. Gerade wurde in *seinem Land* (von ihm also) der Geschichtsunterricht abgeschafft bzw. mit „politischer Bildung“ oder wahlweise mit „Gesellschaftskunde“ fusioniert. Mehr Geschichtsbewusstsein kam dabei voraussichtlich nicht heraus, das wusste der Reformmer.

Am nächsten Tag war der Reformmer deshalb schon zu Dienstbeginn verschlupft. Der Referent goss noch Öl ins Feuer, zitierte den Experten, der sich „draußen ein bisschen umgehört hatte“: Das Studienfach Geschichte „hinge an den Universitäten jetzt ein irgendwie in der Luft“ und den Lehramtskandidaten würden seit Kurzem die möglichen Fächerkombinationen einfach vorgeschrieben. Das waren unschöne Details. War der Reformmer zu weit gegangen? Warum hatte er dem zugestimmt? War etwa sein Stellvertreter ohne Rücksprache vorgeprescht? (Der kümmerte sich doch normalerweise um „die Lehrer“.) Ihm fielen die Worte des Bundespräsidenten ein. Aber halt! Sollte er etwa Angst haben vor einer Hand voll Historiker? Nein, sicher nicht! Andererseits kamen gerade sie besonders häufig in den Zeitungen zu Wort, die ihm seine Sekretärin morgens früh als Erstes auf den Schreibtisch drapierte.

Die Stimmung drohte – wie bei den Historikern – zu kippen. Der Referent fühlte sich regelrecht in die Enge getrieben, er wurde nun zynisch. Seiner Karriere, das ahnte er – er war Jurist –, drohte ein erster Knick: Das Lehramtsstudium sei nur von einem Bildungs- und Studienideal offiziell abgekoppelt worden, an das ohnehin keiner mehr glaube da draußen. Am wenigsten die Universitätsangehörigen. Stattdessen, wusste dann der Experte zu berichten, würde den Studierenden dringend empfohlen, schon im Studium „Selbstmanagementqualitäten“ (mittels *Kreditpunkten*) zu entwickeln und als „Berufsorientierung“ die „Wirtschaft und die Industrie nicht aus den Augen zu verlieren“. Das fand der Reformmer wieder überzeugend. Er atmete auf. Warum sollte man nicht mit der Zeit gehen? Er war auch nie ein Bücherwurm gewesen.

Wenn der Reformmer fort war, auf Dienstreise z. B., die Tage nicht ganz so lang waren, trafen sich der Experte und der Referent noch auf ein Bier. Manchmal merkte er sich schon am Nachmittag in der Cafeteria etwas Dampf ablassen – und teilten sich ein Hefeweizen. Ganz zufrieden waren sie, das wurde dann deutlich, nicht mit der Reform. Sie sei „irgendwie halbherzig“, merkte der Referent an. Der Experte verstand sofort, worauf der Referent anspielte, auch ihn störte irgendetwas an der Reform:

Nachdem man 15 Jahre lang „Mehrfachbachelor“ gefordert und gefördert hätte, habe man sich jetzt dafür entschieden, „Einfachbachelor“ besser zu finden. Das fand er „lächerlich“. Und das war nur der Anfang ihres Gesprächs. Sie würden – so ganz unter sich – noch einiges zutage fördern.

Doch überlassen wir die beiden ihrem wohlverdienten nachmittäglichen Feierabendbier. Ihre Wortschöpfungen aber verdienen noch ein wenig unsere Aufmerksamkeit. „Einfachbachelor“ ist insofern ein unfreiwillig aufschlussreiches Codewort der Gegenwart von Bildung, als das Bachelorstudium – anders als in den angelsächsischen Vorbildländern für diese Reform – im Land der Reform selbst nur sechs und nicht acht Semester dauern sollte.

Dort, in dem Vorbildland, entschied man sich erst nach vier Semestern für eine besondere Abteilung, für ein Fach. Die restlichen vier Semester verbrachte man gut betreut – denn man buhlte in den Vorbildländern um die Studenten, sie waren das Kapital – in einer dieser



NEUE WÖRTER
ZEICHNETEN
SICH AUF DER
WAND SEINES
SCHLAFZIMMERS
AB. WÖRTER WIE
„UNFÄHIGKEIT
ZUR REFORM“

Abteilungen und schloss mit dem ganzen Jahrgang ab. Das stiftete Verbindungen für die Zukunft. Also, fragt man sich, wo hatte unser Reformmer sein Vorbild her? Der Reformmer verrät es uns wahrscheinlich nicht, und wir wollen ihm nicht noch mehr Schwierigkeiten machen. Schließlich war er nicht untätig. Nach der Reform gab es noch eine Reform – und jetzt machten (fast) alle ein Zweitstudium, einen *Master*, der vier Semester dauerte. In den Vorbildländern gab es das nicht. Weil der Reformmer den Studenten nicht gesagt hatte, warum er den Master eingeführt hatte, dauert auch dieser (wie der Bachelor) etwas länger als geplant. In *der Zeit* machten sich die angehenden Master vielleicht einen Reim auf die Reform.

Doch die Schwierigkeiten rissen nicht ab. Die angehenden Bachelorstudenten mussten seit Neuestem jetzt erst einmal in ein *Kollegstudium*. Ihre Schulbildung reichte angeblich nicht mehr für das Bachelorstudium. Drei Studienformen mit entsprechendem „Reformbedarf“. Das würde der Reformmer kaum mehr alleine schaffen. Er würde noch einen Referenten einstellen, beschloss er im Stillen. *Alle* Reformmer argumentierten übrigens gerne mit „der Wirklichkeit“. Sie meinten dabei nicht die Wirklichkeit der Reformmer, sondern eine „stärkere Berufsorientierung“ nach den Reformen. Es konnte ja nicht jeder Referent werden.

Zu der realitätsgeklärten Aufforderung, „die Wirtschaft nicht aus den Augen zu verlieren!“, ist anzumerken, dass das fakultätsübergreifende Studieren in einigen *Ländern* von den Reformern abgeschafft wurde. Geschichte und Soziologie oder Geschichte und Wirtschaftswissenschaft waren als Fächerkombinationen dort nun ausgeschlossen. Das sagen wir dem alpträumgeplagten Reformmer aber besser nicht. Auch in *seinem Land* ist das nämlich so. „Das hätte nicht passieren dürfen.“ Man hört ihn förmlich noch aufstöhnen. Neue Alpträume kündigten sich an. Neue Wörter zeichneten sich auf seiner Schlafzimmervand ab. Sehr deutsche Wörter. Wörter wie „Überschreitung der Regelstudienzeit“ oder „Fächerinkompatibilität“.

Doch Schluss für heute, denn diese Szenen ließen sich wohl endlos fortsetzen. Wir wollen es lieber mit Humor nehmen: Max Weber, der einmal die Wissenschaft genauso wie die Politik *als Beruf* abhandelte und um den uns – ähnlich wie um den Bundespräsidenten – die ganze Welt beneidete, hätte es aus heutiger Sicht nie geben dürfen. Er wäre aus der Sicht der Reformmer nur die prominente Panne einer verfehlten kurzsichtigen Bildungspolitik, ein Ergebnis von „Reformunwilligkeit“, „Nichtreformierbarkeit“, „Unfähigkeit zur Reform“.

Merkwürdig. Ausgerechnet dem ängstlichen Reformmer machten diese Formulierungen, wenn sie ihm in den Sinn kamen, irgendwie Mut, Mut, seine Linie zu halten, Mut, „die Reformen weiter zu treiben“. Mit großen Namen, sagte er sich dann, endlich kräftig ausatmend, könne man *ihn* nicht beeindruckt. Er sei eben ein „Werkzeug der Vorsehung“, hatte der Referent einmal süffisant in ähnlichem Zusammenhang angemerkt. Das schmeichelte dem Reformmer – ob er wollte oder nicht.

■ Heiko Christians, Jahrgang 1963, hat einen Lehrstuhl für Medienkulturgeschichte in Potsdam inne. Zuletzt erschien bei Transcript sein Buch „Crux Scenica. Eine Geschichte der Szene von Aischylos bis YouTube“.